

Süß wie Schlangengift

von Sylvia Halcour



LESEPROBE

Dies ist eine unverkäufliche Leseprobe. Die Verwendung von Text und Bildern ist ohne Zustimmung der Autorin urheberrechtswidrig. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung und Verwendung in elektronischen Datenbanken.

KAPITEL 1

Nein, das Date war nichts gewesen. Sophie hatte es schon in den ersten Sekunden gemerkt, als der Mann sie mit Blicken vermaß wie eine Ware, bei der er nicht sicher war, ob er sie behalten oder wieder retournieren sollte. Vielleicht hatte er sich eine große, langbeinige Frau in Rock und High Heels erhofft, keine kleine, unscheinbare in Jeans und Sneakers. Sie hatte zu wenig Erfahrung mit Dates, um mit den ungeschriebenen Regeln vertraut zu sein. *Natürlichkeit schadet nie*, hatte sie gedacht und sich offenbar geirrt. Obendrein hatte der Mann so viel von Aktien und Optionen erzählt, dass sie kurzzeitig fürchten musste, ihre Verabredung sei in Wahrheit ein verkapptes Verkaufsgespräch – schließlich war er Anlageberater. Später hatte er dann aber doch noch ausgiebig über sein liebstes Hobby gesprochen. *Jagen*. Wie schön.

Sophie sank tief in den kühlen Ledersitz des Taxis, betrachtete gedankenverloren die vorbeiziehenden Häuserfassaden der Stadt, die in Dunkelheit und Regen verschwammen.

Jedes Mal, wenn sie einen Mann traf – es waren bisher genau drei gewesen –, hatte sie trotz allem Realismus doch eine gewisse Hoffnung. Die Hoffnung, dass es ein aufmerksamer,

ein interessanter Mann wäre, einer, der seine Augen und sein Lächeln einzusetzen wusste und sie wenigstens für ein paar Stunden das katastrophale Ende ihrer letzten Beziehung vergessen ließ. Sie war Single, neuerdings. Sie konnte, wollte und durfte mit jemandem zusammen sein, den sie kaum kannte. Ohne das Netz von Vertrauen und Sicherheit, das sie jahrelang gehalten, aber ebenso fest umschlossen hatte. Hinsehen, spüren, entdecken – einen anderen Menschen mit allen Sinnen wie ein geheimnisvolles, verwünschtes Waldstück erkunden – eine Vorstellung, die nie ihren Reiz verlor. Natürlich hatte es vor Alexander solche Begegnungen in ihrem Leben gegeben. Aber, mein Gott, das war jetzt fast acht Jahre her.

»Mann!«, schimpfte der Taxifahrer und schlug heftig gegen das Lenkrad. »Der hält mitten auf der Spur.«

Sophie sah die roten Rücklichter im stärker werdenden Regen aufleuchten, der Lieferwagen versperrte ihnen die Weiterfahrt.

»Was macht der Idiot denn jetzt?«, fragte der Taxifahrer fassungslos.

Sophie konnte ihm diese Frage durchaus beantworten: *Der Idiot stieg aus.*

»Das kann doch nicht wahr sein!« Der Taxifahrer drückte die Hupe, die wie ein wütender Schrei durch die Nacht gellte. Aber es half nichts, der Fahrer des Lieferwagens war längst in einem der Hauseingänge verschwunden.

»Dauert bestimmt nicht lange«, versuchte Sophie den Mann am Steuer zu beruhigen und strich ihr schulterlanges blondes Haar zurück, das sich in der unteren Hälfte stets so frech wellte. In der blassen Spiegelung der Scheibe wirkte ihr Gesicht mit den großen graublauen Augen, der hellen Haut und den weichen Konturen jünger als achtundzwanzig Jahre und weitaus frischer, als sie sich fühlte – gerade nach einem solchen Date.

Der Fahrer rutschte unruhig auf seinem Sitz hin und her und setzte den Blinker, um an dem Lieferwagen vorbeizukommen. Aber niemand auf der Gegenseite schien gewillt, kurz anzuhalten und das Taxi einzulassen.

Während der Fahrer daraufhin jedes Auto einzeln verwünschte, das an ihnen vorbeifuhr, fiel Sophies Blick auf das herrschaftliche Haus am Straßenrand. Die meisten Häuser im Nordviertel waren Mehrfamilienhäuser, in denen der eigene Name am Eingang mit Tesafilm über vielen anderen klebte. Sie hatten keine Carports, hübschen Vorgärten oder Zäune aus Gusseisen. Dieses Haus aber war anders und musste ein Relikt der höheren Angestellten der alten Stahlfabrik gewesen sein, die erst das halbe Viertel ernährt und es später mit ihrer Schließung in den sozialen Abgrund gerissen hatte. Allein an der Frontseite der steinernen Villa zählte Sophie vier Überwachungskameras, mit denen man augenscheinlich versuchte, der Welle aus Kriminalität, Graffiti und Müll der Nachbarschaft Herr zu werden.

Plötzlich – im Dunkel der regennassen Einfahrt neben der Villa – regte sich etwas. Ein Mann, wie Sophie nun erkannte, der gebückt lief, beinahe schlich.

Sophie schob ihr Gesicht näher an die Scheibe, um besser zu sehen. Der Mann ging schwankend, zog schwerfällig ein Bein nach. War er betrunken?

Der Taxifahrer bemerkte ihn ebenfalls und warf einen Blick über die Schulter, bevor er sich wieder leise fluchend dem Verkehr zuwandte.

Der Fremde draußen ging weiter und – Sophie erschrak – brach direkt vor ihrem Fenster zusammen.

»Oh Gott«, sagte sie entsetzt, »der Mann ... er ist ...«

»Ist mir scheißegal«, brummte der Taxifahrer.

»Aber wir müssen doch ...«

»Hier holen mich keine zehn Pferde aus dem Wagen.«

Sophie öffnete die Tür. »Warten Sie bitte.«

»Hier warte ich nicht, junge Dame«, rief der Taxifahrer, »bestimmt nicht!«

Doch Sophie ließ sich nicht beirren und war schon aus der Tür.

»Hey!«, rief der Taxifahrer, »bezahlen Sie mich. Hey, Sie!«

»Ja, sofort«, rief Sophie zurück, »lassen Sie mich nur kurz ...«, sie kniete sich neben den Fremden und sprach ihn an: »Hallo? Hören Sie mich?«

Der Mann, der seitlich auf dem Asphalt lag, öffnete halb die Augen. Sein Haar war schwarz und licht und seine karameibraune Haut von tiefen Furchen durchzogen. Er schien etwas sagen zu wollen, öffnete die Lippen, aber es kam nur ein Krächzen heraus. Er schloss den Mund wieder und begann zu weinen. Zu *weinen*. Seine Tränen vermischten sich mit dem Regen, der ihm unablässig ins Gesicht prasselte.

»Hallo«, versuchte Sophie es noch mal, »kann ich Ihnen –«, weiter kam sie nicht, denn in diesem Moment schlug die Tür des Taxis so heftig neben ihr zu, dass ihr beinahe das Herz stehen blieb. Der Fahrer hatte die Tür von innen geschlossen, scherte aus und raste mit röhrendem Motor davon.

Meine Tasche, schoss es Sophie durch den Kopf, aber zu ihrer Erleichterung hing sie über ihrer Schulter. *Wenigstens das*.

Sie widmete sich wieder dem Mann am Boden, dessen Miene von Schmerzen gezeichnet war.

»Soll ich einen Krankenwagen rufen?«, bot sie an, obwohl sie keine Ahnung hatte, wie sie das anstellen sollte. Ihr Handy lag noch bei ihrer Chefin in der Praxis.

Der Mann atmete schwer, hielt sich das rechte Bein.

»Können Sie mich verstehen?«, fragte Sophie vorsichtshalber, weil sie nicht wusste, ob er überhaupt Deutsch sprach.

Langsam hob der Mann den Kopf, stützte einen Arm auf und versuchte sich aufzurichten. Seine Lunge piffte unter jedem Atemzug, seine Arme zitterten vor Anstrengung, er schaffte es nur bis auf die Knie.

Sophie zitterte inzwischen selbst. »Ich hole Hilfe«, flüsterte sie und sprang die wenigen Stufen zu dem großen Haus hoch, klingelte Sturm.

Der Mann kippte indes wie in Zeitlupe zur Seite und Sophie sprang die Treppen wieder herunter, verhinderte gerade noch, dass er fiel. Er war größer und trotz seiner mageren Gestalt schwerer als sie und sein Gewicht lastete auf ihrem linken Arm.

Oben öffnete sich die Tür und eine junge Frau mit Schürze stand im Eingang, hinter ihr ein prächtiger, hell erleuchteter Flur.

»Können Sie mir helfen?«, rief Sophie der Frau durch den Regen entgegen. »Ich weiß nicht, was der Mann hat. Er ist zusammengebrochen.«

Die junge Frau eilte die Treppen zu ihr herunter, blieb vor ihnen stehen, ihre schreckerfüllten Blicke auf den Mann gerichtet.

Mit dem Ärmel wischte sich Sophie den Regen aus dem Gesicht. »Haben Sie ein Handy? Wir sollten einen Krankenwagen rufen.«

»Ja, im Haus«, sagte die Frau und wollte schon los, da schlug der Mann schlagartig die Augen auf, umklammerte mit überraschender Festigkeit Sophies Arm. »Keinen Krankenwagen«, krächzte er kaum hörbar und klopfte sich auf die Brust. »Mir geht es gut.«

Irritiert sah Sophie ihn an, während der Regen unbarmherzig ihre viel zu dünne Jacke durchnässte. »Gut?«, wiederholte sie zweifelnd. Trotz der Umklammerung seiner Hand schien der Mann extrem geschwächt. Wie eine schlaffe Puppe lag er halb in ihrem Arm, halb auf dem Asphalt. Vielleicht war er krank, vielleicht verletzt, vielleicht stand er unter Drogen, jedenfalls wirkte nichts an ihm gut oder gesund.

»Gut«, bekräftigte er trotz allem und löste seine Finger von ihrem Ärmel. Mit einem leisen Ächzen ließ er seinen Kopf

nach hinten sinken und schloss die Augen, als wollte er sich endlich einem lange verwehrtten Schlaf hingeben.

Sophie blickte überfordert zu der jungen Frau, stellte ihr stumm die Frage, die ihr auf der Zunge lag: *Warum bloß will er keine Hilfe haben?*

Die Frau musterte den Mann nachdenklich. Sie mochte kaum älter als einundzwanzig sein, aber in ihrem blassen Gesicht lag ein großer Ernst, als wäre sie schon seit Jahren zu Verantwortung und harter Arbeit verpflichtet.

»Viele Illegale hier«, bemerkte sie leise.

Illegale? Sophie starrte sie an. Sie dachte, so etwas gäbe es nur in Amerika.

Der Mann zuckte abrupt, als würde der Schmerz ihn wie ein Stromschlag durchfahren, und sackte danach wieder ächzend in sich zusammen.

»Wir müssen ihm irgendwie helfen«, stieß Sophie hervor und die Frau nickte sofort.

»Kommen Sie nach oben«, sagte sie. »Aus dem Regen.«

Sophie stemmte ihre Hand unter die Schulter des Mannes und war dankbar, dass die junge Frau ihre Berührungsgängste ebenso unterdrückte wie sie selbst und zur anderen Seite kam. Gemeinsam schafften sie es, den Mann auf die Füße zu stellen und ihn die sechs Stufen hochzuziehen, bis sie die mächtige Eingangstür der Villa erreichten. Als sie diese mühevoll passiert hatten, brachten sie den Mann in einen seitlich gelegenen Raum, der wie ein Herrenhaus aus dem 19. Jahrhundert eingerichtet war: edle Teppiche, Gemälde mit Goldrahmen, ein riesiger Tisch aus lackiertem Holz, um ihn herum kunstvoll geschnitzte Stühle.

Die Beine des Mannes gaben nach und Sophie glitt mit ihm runter, versuchte, ihn halbwegs sicher auf den Teppich zu betten. Seine Augen waren wieder geschlossen und seine Lippen vor Anstrengung oder Schmerzen aufeinandergepresst.

Vom Boden aus wandte sich Sophie ihrer Begleiterin zu. »Was passiert mit ihm, wenn wir ...«, sie sprach nicht weiter, hielt sich nur zwei Finger ans Ohr, als würde sie telefonieren.

Die junge Frau dachte einen Moment nach. Mit ihrem streng gebundenen Dutt und der Schürze musste sie das Hausmädchen dieses herrschaftlichen Anwesens sein. »Sie verhaften ihn?«, mutmaßte sie und Sophie dröhnte augenblicklich der Kopf, von der Hast ihrer Gedanken, dem Gewicht der Verantwortung, das sie urplötzlich trug. Ging es dem Mann so schlecht, dass man gegen seinen erklärten Willen den Krankenwagen rufen sollte? Sicher, in einem Krankenhaus würde er behandelt, ob illegal oder nicht, aber was geschah mit ihm danach? Nein, solche Entscheidungen wollte sie nicht treffen, nicht heute, nicht irgendwann. Dafür war sie nicht gemacht, gerade sie nicht, mit all ihren Ängsten und Zweifeln, selbst auf ihrer Arbeit half sie jungen Menschen nur, ihre eigenen Entscheidungen zu treffen.

In diesem Moment zuckte der Mann heftig zusammen und presste eine Hand auf die Rückseite seines Oberschenkels.

»Ist es das Bein?«, fragte Sophie sofort. »Haben Sie eine Verletzung am Bein?«

Doch kaum hatte sie die Frage ausgesprochen, entspannten sich die Züge des Mannes wieder, als wären alle Schmerzen fort. Nun senkte er die Lider, schien innerlich an einen ruhigeren Ort abzugleiten. Bloß ein leises Pfeifen, das aus den Tiefen seiner Lungen zu kommen schien, begleitete seinen Atem.

Sophie überlegte noch, ob sie seine Finger für einen Augenblick von seinem Schenkel schieben sollte, um überhaupt zu sehen, was ihn so quälte, als eine energische Frauenstimme sie abrupt aus allen Überlegungen riss.

»Was ist hier los?«, peitschte es durch den Raum.

Sophie drehte sich um und sah eine Frau um die dreißig mit messerscharf geschnittenem schwarzem Bob. Ohne Zweifel war *das* die Hausherrin.

»Wer sind diese Leute?«, fragte die Frau.

Die junge Angestellte erhob sich hastig, wischte ihre Hände an der Schürze ab. »Der Mann ist verletzt.«

»Blutet er? Hast du was untergelegt? Ich warne dich, Ewa«, die Hausherrin kam mit schnellen, entschiedenen Schritten auf sie zu, »wenn nur ein Tropfen auf den Teppich geht!«

Mit ihren langen Beinen blieb sie vor dem Mann stehen, verzog das Gesicht, als wäre er nichts als ein großer, hässlicher, brauner Schmutzfleck auf ihrem feinen Teppich.

»Wer ist das? Was hat er?«

Sophie löste sich vorsichtig von dem Mann, blickte auf. »Er ist auf der Straße zusammengebrochen«, sagte sie. »Direkt vor Ihrem Haus. Ich kenne ihn nicht. Er will keinen Krankenwagen, behauptet, es gehe ihm gut. Aber das stimmt nicht. Er hat Schmerzen.« Sophie deutete mit der Hand auf sein Bein. »Ich glaube, am Oberschenkel.«

»Wenn es ihm gut geht, soll er aus unserem Haus verschwinden«, zischte die Frau und kehrte Sophie jäh den Rücken zu. »Wo ist mein Vater, Ewa?«

»Bei einem Termin, Frau Alteburg.«

»Und Pawel?«

»Ist mit ihm mitgefahren.«

Die Frau verdrehte die Augen und zückte ein Handy. »Ich rufe Tristan an.« Schon hielt sie es ans Ohr und wandte sich ab, um zu telefonieren. »Hier ist ein Mann im Haus«, hörte Sophie sie kurz darauf sagen. »Nein, frag mich nicht. Er soll zusammengebrochen sein, vor der Tür.« Kurze Pause. »Ist nicht da. Die sind alle nicht da. Ich bin hier nur mit Ewa. Und«, wieder kurze Pause, »einer Frau, die den Mann gefunden haben will.«

Gefunden haben will – was sollte das denn bitte heißen?

Sophie warf Ewa einen Blick zu, doch die hob nur die Schultern, als wollte sie sagen: So sind sie eben, die Leute, für die ich arbeite.

Die Hausherrin legte auf. »Er kommt.«

Sophie nickte ausdruckslos. Es war ja schön und gut, dass diese hochgewachsene, superschlanke Frau in der engen Lederhose gleich jemanden hatte, den sie anrufen konnte. Offenbar war sie die Tochter dieses Hauses und für alle ihre Belange wurde bestens gesorgt. Aber wenn dieser Tristan nicht gerade Arzt oder Sanitäter war, hatte Sophie keine Idee, wie er ihnen konkret helfen sollte. Mit der einzigen Ausnahme, dass er den Mann wieder auf die Straße befördern könnte, was vermutlich die Tochter im Sinn hatte, aber angesichts des Zustands des Mannes wohl unverantwortlich war.

Da schrie die Tochter plötzlich hell auf und sprang einen halben Meter zurück. »Ein Messer! Er hat ein Messer!«

Sophies Blick glitt zu dem Mann und auch ihr fuhr der Schreck durch alle Glieder. Er hielt tatsächlich ein Messer in der Hand! Entsetzt fixierte sie die Klinge und war wie erstarrt, unfähig, sich zu bewegen. War das alles nur ein Trick gewesen, um sie zu überfallen? Eine oscarreife Leistung, das Simulieren einer schweren Verletzung, um in dieses herrschaftliche Anwesen zu gelangen?

Doch wie in Zeitlupe nahm Sophie wahr, dass der Mann das Messer nicht gegen sie richtete, sondern seine Jogginghose nach unten zerrte und sich die Klinge in die Rückseite seines Oberschenkels bohrte. Dunkelrotes Blut sickerte sein Bein herab, tränkte seine zerschlissene weiße Unterhose.

Ewa kreischte auf.

Psychisch krank, fuhr es Sophie durch den Kopf. *Dieser Mann ist psychisch krank*. Warum hatte sie es nicht früher gemerkt? Schließlich war es Teil ihres Berufs, so etwas zu erkennen. Sie war Psychologin – Herrgott noch mal.

»Da«, stammelte der Mann, »da«, und bohrte das Messer

tiefer in sein Bein, bis die obere Spitze der Klinge in seiner Haut verschwand. »Steckt drin. Steckt drin.«

Meine Güte, was machte er nur?

In diesem Augenblick klingelte es und die Tochter rief: »Tristan!« und hastete zur Tür.

Nur wenige Momente später wirbelte ein Mann in schwarzen Sportklamotten herein, der auf eine so ungeheuer eindrucksvolle Art wehrhaft und stark aussah, dass Sophie ihn wie einen vom Himmel gefallenen Engel anstarrte. Wohl noch nie in ihrem Leben hatte sie eine solche Erleichterung empfunden, den kraftvollen, muskulösen Körper eines Mannes zu sehen. Selbst wenn dieser Tristan kein Arzt oder Sanitäter war, er wurde gebraucht! So was von gebraucht.

»Was ...?«, sagte er und schien die Situation im Raum genauso wenig zu begreifen wie die Frauen.

»Nimm das Messer!«, schrie die Tochter und er machte einen Satz zu dem Mann und riss ihm in Sekundenbruchteilen das Messer aus der Hand.

Einige Momente sagte niemand mehr etwas und alle betrachteten stumm den Mann am Boden, als könnten sie auf diese Weise eine sinnvolle Erklärung für sein Verhalten finden. Der stöhnte nur auf und ließ seinen Kopf auf die Knie sinken, während das Pfeifen seiner Lungen die Stille erfüllte. Dicke Blutstropfen rannen aus den Wunden, fielen auf den Teppich.

»Steckt drin«, wimmerte er kläglich, »steckt drin.«

»Was steckt drin?«, fragte Sophie, die sich zögerlich aus ihrer Erstarrung löste. Die Tatsache, dass nun dieser Tristan das Messer in den Händen hielt und er mit seiner unübersehbaren Stärke überhaupt in ihrer Nähe war, verlieh ihr ein eigen tümliches Gefühl von Sicherheit.

Sie rückte an den Verletzten heran, berührte mit den Fingerspitzen das Bein, das er eben noch mit der Klinge traktiert hatte. »Da? Dort? Steckt etwas drin?«

Der Mann hob schwerfällig den Kopf, nickte gequält.

Tristan legte das Messer in einiger Entfernung ab und trat neben Sophie. Ein Duft von Parfüm, Sport und Männlichkeit begleitete ihn, als er sich zu ihr auf den Teppich kniete. Sein dichtes dunkles Haar war nass, vom Regen oder Schweiß, und er trug nichts weiter als ein schwarzes Shirt und eine lange schwarze Sporthose, als käme er geradewegs vom Training.

»Habt ihr einen Erste-Hilfe-Kasten?«, fragte er über die Schulter und Ewa bejahte, eilte sogleich aus dem Raum.

Sophie konzentrierte sich wieder auf den Mann am Boden und versuchte, die Wunden in Augenschein zu nehmen. »Können Sie sich seitlich legen?«, fragte sie und tippte den Mann vorsichtig an, woraufhin er sich tatsächlich nach links auf den Boden sinken ließ. Die Rückseite seines verletzten Oberschenkels lag ihr nun zugewandt, dünne Rinnsale Blut sickerten aus den Wunden, ebneten sich ihren Weg über seine stark behaarten Beine.

Ewa reichte von hinten einen Verbandskasten an und Sophie öffnete ihn. Einmalhandschuhe, Verbände, Pflaster tape, sterile Kompressen, alles da. Sie streifte sich Handschuhe über und holte eine der Kompressen aus der Packung sowie ein großes Tuch, das sie auf den Boden legte, um das Blut aufzufangen.

»Hast du Licht?«, fragte sie an Tristan gewandt.

Der zog ein Handy aus der Tasche, aktivierte die Taschenlampe und hielt den Lichtkreis auf die Wunde. Der Verletzte selbst hatte die Augen wieder geschlossen und war offenbar zu seinem inneren Ort der Ruhe zurückgekehrt.

Sophie wollte sich gerade seinen Wunden widmen, da hielt sie noch einmal inne, suchte Tristans Blick. Er nickte leicht, begriff ohne ein Wort.

In seinem Beisein würde ihr niemand auch nur ein Haar krümmen, das spürte Sophie.

»Ich säubere jetzt die Wunde«, kündigte sie laut an und

begann, mit der Kompresse den verletzten Bereich abzutupfen. Vier, fünf glatte Schnitte hatte sich der Fremde mit dem Messer zugefügt, rot und hell hoben sie sich von seiner braunen Haut ab. Und da, in der Mitte ... steckte da tatsächlich etwas drin?

»Mehr Licht«, bat sie und Tristan hielt das Handy näher an den Oberschenkel.

Ja, tatsächlich, da war etwas Spitzes, Dunkles, das sich in die Haut gebohrt hatte. »Habt ihr eine Pinzette? Ich glaube, da ist ein Splitter.«

»Ja«, sagte Ewa und eilte wieder aus dem Raum.

»Ich fass es nicht«, blaffte die Tochter des Hauses, »jetzt wird der hier auch noch operiert.«

Mit einem genervten Seufzer ging sie zu einer niedrigen Kommode mit pfotenhaften Füßen, auf deren ganzer Fläche unzählige Flaschen mit Spirituosen standen, und schenkte sich aus einer großen kristallinen Karaffe etwas ein.

Sophie sprühte derweil Desinfektionsmittel auf die Wunde, woraufhin der Mann unter ihr leicht zusammenzuckte, bevor er wieder in seinen schlafähnlichen Zustand verfiel.

»Was ist hier eigentlich los?«, wollte Tristan wissen.

»Der Mann ist eben auf der Straße zusammengeklappt«, berichtete Sophie. »Ich habe keine Ahnung, wer er ist. Er wirkt krank, hat Schmerzen. Will aber partout keinen Krankenwagen. Und dann«, sie stockte, »hat er sich mit dem Messer verletzt. Ich glaube, es ist dieser Splitter.«

»Und warum atmet er so seltsam?«

Sophie schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht.«

In diesem Augenblick kam Ewa, reichte ihr die Pinzette. Sie nahm sie zwischen Daumen und Zeigefinger, rückte näher an die Wunde heran. »Wenigstens konnte er mit dem Messer nicht die Arterie treffen«, murmelte sie, während sie versuchte, die Spitze des Splitters zu greifen. »Die verläuft weiter oben.«

»Bist du Ärztin?«, fragte Tristan.

»Nein. Ich habe nur mal zwei Semester Medizin studiert.«

Zwei Semester, in denen Sophie erfahren musste, dass dieses Studium zu heftig für sie war. Klaffende Wunden, Blut, Gedärme, die nach Unfällen wie lose Schläuche aus dem Bauchraum fielen – dazu die Gerüche von Fäkalien, Geburt und Tod, während man operierte. Sie hatte bei solchen Eingriffen bloß zugesehen, aber es hatte ihr genügt. Nun widmete sie sich nur noch seelischen Wunden; für Menschen wie sie war das aufreibend genug.

Sie umschloss mit der Pinzette den schwarzen Fremdkörper und zog ihn vorsichtig aus der Haut.

»Du hast ihn«, sagte Tristan.

Sophie nickte und wendete die Pinzette im Licht. Ein kleiner, gebogener Holzspan, halb so lang wie ein Daumennagel.

»Sehen Sie?« Sie hob die Pinzette vor das Gesicht des Fremden, wartete, dass er die Augen öffnete. »Der Splitter ist raus.«

Der Mann blinzelte geistesabwesend, ein Tropfen Schweiß lief ihm quer übers Gesicht, als er die Pinzette kurz betrachtete. Ein kaum hörbarer Laut der Erleichterung drang aus seinen versehrten Lungen, dann fielen seine Lider wieder herab.

»Wir sollten das Bein verbinden«, sagte Sophie.

»Was brauchst du dafür?«, fragte Tristan.

»Noch zwei Kompressen. Und das Tape.«

Er reichte ihr alles aus dem Verbandskasten und sie deckte die Wunden ordentlich ab. Gerade befestigte sie ein letztes Tape, als Geräusche aus dem Flur in das Zimmer drangen.

»Ihr Vater ist da«, sagte Ewa an die Tochter gewandt.

»Das höre ich!«, fauchte die.

Schlagartig dröhnte eine tiefe Männerstimme durchs Haus: »Ewa! Wo bist du? Die Mäntel!«, und kurz darauf füllte ein hochgewachsener Mann den Türrahmen aus. Sein

dunkles, glattes Haar war an den Schläfen ergraut, er hatte einen großen Mund, einen großen Kiefer und hörbar auch ein großes Stimmorgan. Erstaunen und Unmut brodelten in seinen Augen, als er den verletzten Mann auf dem Boden bemerkte.

»Du willst nicht wissen, was hier passiert ist«, sagte seine Tochter.

»Das will ich wissen.« Die tiefe Stimme des Mannes grollte durch den Raum. »Wieso liegt dieser Penner auf meinem Teppich?«

»Ich sag ja«, erwiderte seine Tochter kühl, »du willst es nicht wissen.«

»Tristan?«, sagte der Mann drohend und Tristan stand langsam auf. Er war genauso groß wie der Hausherr, zwanzig Jahre jünger und nach seiner Athletik zu urteilen auch deutlich stärker. Vielleicht war er deshalb so ruhig und zeigte nicht das geringste Anzeichen von Aufregung oder Angst. »Der Mann ist vor deinem Haus zusammengebrochen, Arthur. Auf der Straße. Er hatte Verletzungen am Bein. Wir haben sie versorgt.«

»Und wieso bist *du* hier? Hattest du zufällig ein Stelldichein mit meiner Tochter?«

Tristan lachte, aber es klang nicht amüsiert. »Sie hat mich angerufen.«

»Dieser Irre hat ein Messer gezogen«, sagte die Tochter und griff wieder zur Karaffe, schenkte sich das nächste Glas ein.

»Ein Messer?«

»Ja, da liegt es.«

Der Hausherr starrte auf das Messer, das auf einem der holzgeschnitzten Stühle lag. Die Spitze der Klinge leuchtete rot, wie in einen Bottich Blut getaucht. »Was zum Teufel«, flüsterte er.

»Reg dich nicht auf«, sagte die Tochter. »Er wollte nicht

uns massakrieren, sondern nur sich selbst.« Mit gemächlichen Schritten lief sie quer durch den Raum, hin zu Tristan, blieb nah vor ihm stehen. »Außerdem hat Tristan ihm das Messer entrissen«, murmelte sie und zupfte mit ihren Fingern etwas Unsichtbares von seinem dunklen Shirt. Tristan reagierte darauf kaum, neigte nur leicht den Kopf in Richtung ihrer Hand, aber dennoch wurde es für jeden offensichtlich: Die beiden waren nicht nur optisch wie füreinander geschaffen, sie waren sich auch vertraut.

»Und wie kommt dieser Mann in *mein* Haus?«, wollte der Vater wissen.

Seine Tochter drehte sich um, deutete mit einer gewissen Gleichgültigkeit auf Sophie, die sich daraufhin die Einmalhandschuhe von den Händen streifte und erhob. »*Ich* habe den Mann gefunden«, erklärte sie. »Und ich habe an Ihrer Haustür geklingelt, weil ich Hilfe brauchte.«

»Haben Sie die Polizei gerufen?«

Die Polizei? Sophie schüttelte den Kopf. Nein, darauf wäre sie nicht einmal gekommen.

»Und den Krankenwagen?«

»Den wollte er nicht.«

Sophie erwartete, dass der Hausherr sich darüber aufregte, doch er blieb erstaunlich ruhig. »Er hat behauptet, ihm fehle nichts«, fügte sie erklärend hinzu. »Dabei konnte er sich kaum auf den Beinen halten.« Sie betrachtete den Mann einen Moment nachdenklich. »Jetzt scheint es ihm aber deutlich besser zu gehen.«

»Er schläft sich aus«, knurrte der Hausherr und Sophie musste zugeben, der Mann am Boden sah tatsächlich aus, als würde er schlafen. Die Schmerzen hatten anscheinend nachgelassen, Leid und Verkrampfung waren aus seinem Gesicht verschwunden.

»Und wie heißen Sie?«, fragte der Hausherr.

»Sophie Schwarz.«

»Kommen Sie aus der Gegend? Ich habe Sie hier noch nie gesehen.«

»Ich arbeite ein paar Straßen weiter.«

»Seit wann?«

»Zwei Wochen.«

»Und wo?«

War das ein Verhör? Sophie musste einen gewissen Widerwillen überwinden, bevor sie antwortete. »In einer Praxis für Psychotherapie.«

Ein Funken der Erkenntnis huschte über sein Gesicht. »Bei Helga?«

»Ja«, Sophie nickte, »bei Helga Ziebuhr.«

»Sagen Sie das doch gleich«, rief der Mann und lachte laut auf. Schwungvoll trat er zur Kommode, schenkte sich wie seine Tochter einen Drink ein. »Die gute Helga«, sagte er und nippte zufrieden an seinem Glas. Erst als sein Blick an dem Mann auf dem Boden hängen blieb, kehrte Geringschätzung in seine Miene zurück. In einem Zug leerte er den Drink und stellte das Glas geräuschvoll zur Seite. »Tristan, bring den Mann in die Küche! Hier im Salon kann er nicht bleiben.«

Aber Tristan rührte sich nicht, stand nur da und strahlte eine Ruhe aus, die beinahe unheimlich war.

»Tristan arbeitet nicht für dich«, bemerkte die Tochter träge. »Er hört nicht auf deine Befehle.«

Für einen Moment brodelte Zorn in den Augen des Hausherrn auf. Offenbar kam es nur selten vor, dass sich jemand seinen Anweisungen widersetzte. »Pawel!«, brüllte er aus voller Brust.

Ein stämmiger Mann mit einem rundlichen, freundlichen Gesicht kam in den Raum, grüßte alle kurz, vor allem Tristan, den er besser zu kennen schien.

»Bring den Mann in die Küche«, forderte der Hausherr und verzog gleich darauf seine blankrasierten Wangen zu

einem künstlichen Lächeln. »Tristan, würdest du Pawel helfen? Ich bitte dich. Ja?«

Das genügte anscheinend, um Tristan zu überzeugen. Er trat neben Pawel und stemmte mit ihm den verletzten Mann hoch, der dadurch wieder wacher wurde und sich humpelnd aus dem Raum führen ließ.

»Der wird schon wieder«, murmelte der Hausherr. »Ein kleiner Schnaps, eine warme Suppe. Das hat schon Tote wieder zum Leben erweckt.«

»Es wäre aber gut, wenn sich noch ein Arzt die Wunden ansieht«, gab Sophie zu bedenken. »Solche Schnitte können sich leicht entzünden. Wir vermuten allerdings«, sie zögerte, presste kurz die Lippen aufeinander, »dass er illegal hier ist.«

Der Hausherr beobachtete sie genau. »*Wer* vermutet das?«

»Ich und ...«, Sophie warf einen Blick zu Ewa, die schnell zu Boden sah. »*Ich* vermute es«, korrigierte sie sich. »Weil er auf keinen Fall einen Krankenwagen wollte.«

Der Hausherr nickte verstehend, rieb sich den großen Kiefer, machte ein betrübtes Gesicht. »Ja, es gibt hier in der Tat viele Illegale, arme Menschen sind das. Von allem abgeschnitten, keine Sozialleistungen, keine Krankenversorgung, nichts. Dafür müssen Lösungen gefunden werden. Ich muss mit dem Stadtrat sprechen. Besser heute als morgen!«

»Kennen Sie denn einen Arzt, der ihn behandeln könnte?«

»Natürlich, ich kenne etliche Ärzte in diesem Viertel«, erwiderte der Hausherr stolz. »Ich selbst bin nicht hier aufgewachsen, aber mein Vater ist es. Daher liegt mir dieses Viertel so am Herzen und besonders die Menschen, die hier leben.« Er legte sich die Hand auf die Brust, als wollte er darauf gleich einen Eid schwören. »Die Menschen hier sind mir wichtig und damit meine ich nicht nur die *von Rang und Namen*, wie man so schön sagt, nein, auch die kleinen Leute, ausnahmslos, und wer etwas anderes behauptet, der lügt. Ich kläre das also, Frau Schwarz, verlassen Sie sich auf

mich! Ich kläre das und werde dafür sorgen, dass der Mann Hilfe bekommt. Und jetzt«, er zog seinen Mantel aus und drückte ihn Ewa in die Hand, »erzählen Sie mir doch mal, was Sie zu der lieben Helga verschlägt.« Er lachte blechern. »*Bitte*. Natürlich. Ich muss mir angewöhnen, *bitte* zu sagen. Sind Sie auch Psychotherapeutin?«

»Ja, seit Kurzem.«

»Will Helga aufhören?«

»Nein, sie gibt nur Stunden ab.«

»Die Rotzbengel haben sie zu sehr genervt, hab' ich recht?«

»Das müssen Sie Frau Ziebuhr fragen.«

»Ach, ganz diplomatisch, die Frau Schwarz. Sehr gut, sehr gut.« Er steckte die Hände in die Hosentaschen, schob die Hüften vor. »Das lernt man sicher in der Ausbildung.«

Sophie hob die Schultern. Was sollte sie auf so einen Quark erwidern? Sorry, aber es *war* Quark, was dieser Mann da redete. Und vorgestellt hatte er sich bei ihr auch noch nicht. »Wie heißen *Sie* denn, wenn ich fragen darf?«

»Sie dürfen! Arthur Alteburg. Mir gehört die Spielhalle.« Er lächelte breit. »Die Leute nennen mich den Spielhallenkönig.«

»Niemand nennt dich so«, korrigierte ihn seine Tochter seufzend, aber Alteburg ignorierte sie und fragte: »Kennen Sie die Spielhalle, Frau Schwarz? Sie ist eigentlich nicht zu übersehen.«

»Ja«, Sophie nickte, sie war in der Tat an der Halle schon öfter vorbeigefahren. Eine recht große Anlage, die ein paar Meter weiter die Straße hinunter lag. Gleich neben dem kleinen Elektrohändler, der Pizzeria und der Zoohandlung und anderen, eher kleinstädtisch anmutenden Geschäften, von denen die meisten schon deutlich bessere Zeiten gesehen hatten.

»Kommen Sie doch morgen zu meinem bescheidenen Empfang«, sagte Alteburg. »Ich freue mich, mit den Unternehmern der Gegend in Kontakt zu bleiben und Sie können

auf einen Schlag alle ehrbaren Leute kennenlernen, die sich wie ich tagtäglich um unser schönes Viertel bemühen. Kommen Sie? Ja?«

Sophie wollte reflexhaft nicken, weil man das eben so machte, wenn man eingeladen wurde, doch im letzten Moment bremste sie sich. Ein Abend mit Arthur Alteburg und seinen *ehrbaren Freunden*? Lieber nicht.

»Und jetzt mache ich ein paar Telefonate«, fuhr Alteburg fort, »und besorge dem armen Menschen einen Arzt.«

Das fand Sophie wiederum gut. Wenn Arthur Alteburg schon lange mit diesem Viertel verbandelt war und er zudem in einem so großen Haus lebte, kannte er sicher auch einen Arzt, der vertraulich war und einen Menschen nicht gleich der Polizei meldete, was auch immer dessen Hintergrund war.

Mit einem Lächeln bedankte sie sich bei Alteburg, das sich noch einmal vertiefte, als sie Ewa ansah. Denn gemeinsam hatten sie es unter nicht ganz einfachen Bedingungen geschafft, dem verletzten Mann zu helfen. Dann nahm sie ihre Tasche vom Boden und wollte sich auch von der Tochter verabschieden, aber die wandte sich nur wortlos ab. Sei's drum. Ohne zurückzublicken, lief Sophie aus dem Zimmer und der Villa und war froh, dieses ihr so fremde Ambiente aus Kronleuchtern, Perserteppichen, selbst ernannten Königen und Dienstboten endgültig hinter sich lassen zu können.

Draußen vor der Tür atmete sie durch, saugte die abendliche Spätsommerfrische tief in ihre Lungen. Nein, wenngleich sie unverletzt aus der Sache herausgekommen war, so etwas wie eben wollte sie nie wieder erleben.

Der Regen hatte aufgehört, aber ihre Kleidung war – wie sie nun bemerkte – immer noch klamm und feucht. Sie brauchte dringend einen heißen Tee, um sich aufzuwärmen. Und um ihre Nerven zu beruhigen.

Die Praxis lag Gott sei Dank nur ein paar Straßen entfernt,

zu Fuß dauerte es vermutlich nur wenige Minuten. Und dann hätte sie endlich auch ihr Handy wieder, ohne das sie sich – psychologisch durchaus bedenklich – stets nur als halber Mensch fühlte.

Sie wollte gerade losgehen, als hinter ihr jäh eine männliche Stimme ertönte: »Warte!«

Sophie drehte sich um, blickte nach oben.

Tristan stand dort, auf der Schwelle zur Villa, seine Züge in Schatten getaucht, in seinem Rücken goldgelbes Licht.

Weiterlesen?

Ab 26.05. auf Amazon.de erhältlich.

© Sylvia Halcour 2024

www.sylviahalcour.de

